

sche Kirchengeschichtsschreibung. Vor allem beeindruckt die Akribie seiner Recherchen sowie die immer wieder mit scheinbarer Leichtigkeit hergestellten Verbindungen zwischen lokal- und weltkirchlichen Ereignissen. So wird dem hier Geschehenen der Geschmack des „Provinziellen“ genommen sowie das sich dort Ereignende aus der (kirchen)politischen Abstraktheit geholt. Einige Schwachpunkte der Publikation – die eher das Verlegerische betreffen – bleiben freilich dem aufmerksamen Leser nicht verborgen. Einer davon betrifft die Frage der Zielgruppe dieser Publikation. Einerseits begegnen fachwissenschaftliche Artikel mit zahlreichen (nicht übersetzten) lateinischen Zitaten. Andererseits finden sich in einfacher Sprache gefasste Texte für Kleinschriften beziehungsweise Kirchenführer. Schließlich ist der ganz am Schluss stehende Artikel zur Genese der Linzer Universität mit seiner anekdotenhaften Sprache schon fast in die Rubrik „Seitenblicke“ einzuordnen.

Leider schränkt auch die Entscheidung des Verlegers, die Artikel direkt im Originalsatz der jeweiligen Erstveröffentlichung zu übernehmen, die Lesbarkeit des Buches ein (verschiedene Schriftgrößen, die Anordnung der Fußnoten einmal im Text, ein anderes Mal am Ende des Textes usw.). Auch gewisse Einschränkungen der Druckqualität haben dort ihre Ursache.

Es ist das ungeschmälerte Verdienst der Herausgeber, dieses Projekt realisiert und damit den Publikationen zur Linzer Diözesangeschichte einen neuen Baustein hinzugefügt zu haben. Für diözesangeschichtlich Interessierte liegt ein weiteres „Pflichtbuch“ vor.

Linz

Helmut Wagner

■ LEINSLE ULRICH G., *Studium im Kloster*. Das philosophisch-theologische Hausstudium des Stiftes Schlägl 1633–1783. (Bibliotheca Analectorum Praemonstratensium fasc. 20) Praemonstratensia VZW 2000. (455) Brosch. S 500,–/ € 36,34.

Dass das Hausstudium eines Klosters, das im relevanten Zeitraum, in den 150 Jahren von 1633 bis 1783, jeweils etwa 20 Konventualen zählte, keine „große Angelegenheit“ darstellte, ist selbstverständlich. Dennoch lohnt es sich, dem Thema nachzugehen, weil dadurch sehr konkrete Einblicke in Fragen der Ausbildung zum Priester- beziehungsweise Ordensberuf ermöglicht und darüber hinaus wichtige Bausteine zur Geschichte des Klosters, seines Personalstands und seiner Einrichtungen (Bibliothek, Archiv) beigelegt werden können. Der Verfasser hat die verfügbaren Quellen praktisch erschöpfend erschlossen. Sie fließen für verschiedene

Zeiträume verschieden, erlauben aber insgesamt eine einigermaßen zusammenhängende Darstellung, welche freilich dem Autor viel Mühe abverlangte. Neben dem hauseigenen Archiv wurde auch die Stiftsbibliothek (Besitzvermerke) gründlich konsultiert, und zahlreiche auswärtige Archive fanden Berücksichtigung. Vereinzelt Vorlesungsmanuskripte oder -mitschriften sowie die annalistischen Aufzeichnungen von Franz Freisleben stellten – neben anderen eher spröden Quellen – seltene Glücksfälle dar. Leinsle hat alle mit Geschick ausgewertet.

Als Ergebnis zeichnet sich die Geschichte eines Hausstudiums ab mit seinen Lehrinhalten von Philosophie, Theologie und Kirchenrecht, den wechselnden Lehrrichtungen (Salzburger Thomismus, Jesuitenscholastik, Positive Theologie) und dem konkreten „Lehrbetrieb“ mit seinen Auswirkungen auf den klösterlichen Alltag, den sich daraus ergebenden Bereicherungen und Spannungen. Nicht zuletzt ist auch die aufgezeigte Übersteigerung des klösterlichen „Tellerandes“ von Interesse, wurden doch die Professoren (in der Regel handelte es sich um ein bis zwei Personen als Lehrer der verschiedenen Disziplinen) meist an anderen Lehranstalten ausgebildet, während umgekehrt die Wirkung des Schlägler Hausstudiums über die Klostermauern hinausreichte, da daran auch auswärtige Studenten teilnahmen und die Lehrtätigkeit einzelner Professoren sich auch auf andere Klosterstudien vor allem in der Bayerischen und Böhmisches Zirkarie (Osterhofen, St. Salvator, Windberg, Louka/Klosterbruck) erstreckte.

Auffällig ist das Fehlen biblischer Unterweisung, auch die Geschichte (in Linz wurde die Kirchengeschichte 1773 eingeführt) kam in Schlägl nicht zum Zug.

Leinsles Studie verdient höchste Anerkennung. Man merkt es ihr nicht an, dass der Verfasser kein zünftiger Historiker ist, sondern das Fach Philosophie vertritt.

Linz

Rudolf Zinnhobler

■ KÖHN JOACHIM, *Beobachter des Vatikanum I*. Die römischen Tagebücher des P. Georg Ulber OSB. (Quellen und Studien zur neueren Theologiegeschichte Bd. 4) Pustet, Regensburg 2000. (423) Brosch.

Die hier vorgelegte Edition des Konzilstagebuchs des Benediktiners Georg Ulber von Einsiedeln wurde 1997 von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Innsbruck als Dissertation angenommen. Die Veröffentlichung ist verdienstvoll, da die erschlossene Quelle es nicht nur erlaubt, den Konzilsablauf und die schwankenden Stimmungen mitzuverfolgen, sondern

weil sie auch viele bisher unbekannte Details vermittelt. Der Schreiber, der seinen Abt Heinrich Schmid, den Praeses der Schweizerischen Benediktinerkongregation, sowie den Weihbischof Kaspar Willi von Chur als Theologe zum Konzil begleitete, berichtet u.a. über äußere Umstände wie die Schwierigkeiten mit der Konzilsaula (Akustik), über die Geschäftsordnung, die Konzilsmaterien, die Situation in Rom und über Konzilsväter und ihre Wortmeldungen. Hierfür einige Belege: Bischof G. Acciardi begründete die Verpflichtung der Priester zum ständigen Tragen des Talars damit, dass „auch der Heiland ... einen solchen getragen“ habe, ja dass er auch im Himmel damit bekleidet sei. Bischof Josip Juraj Strossmayer von Djakovo trug seine Argumente in flüssigem Latein vor (145, 180f), er formulierte auch seine Gravamina mutig und wurde deshalb wiederholt „zur Ordnung gewiesen“ (252). Insgesamt lässt sich jedoch eine erstaunliche „Freiheit und Freimüthigkeit“ bei den Konzilsdebatten konstatieren (143).

Ulber selbst und seine „Principale“, wie er Schmid und Willi nennt, verhielten sich in der Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit zurückhaltend und traten dafür ein, dass im Falle einer Definition eine Formel gefunden werde, die nicht den Eindruck einer Neuerung erwecke (43). Die diesbezüglich vorbereitete Konzilsrede konnte Schmid jedoch nicht mehr halten (45), da das Ende der Debatte erklärt wurde. Der interessante Text wurde aber von Köhn in seinem Buch abgedruckt (415f).

Die Einführung Köhns in das publizierte Tagebuch ist relativ kurz ausgefallen (70 Seiten); enttäuschend ist vor allem der nicht einmal vier Seiten umfassende biographische Abschnitt über P. Ulber. Gelegentlich finden sich auch irrige Angaben. So wird der Linzer Bischof Franz Joseph Rudigier als „Direktor“ des Frintaneums in Wien bezeichnet (291), obwohl er „Spiritualdirektor“, also Spiritual, war. „S. Calisto“ in Rom wird bald mit einem, bald mit zwei „I“ geschrieben. S. 145 oben findet sich das Wort „insinnirt“ (statt: insinuiert). Die Liste ließe sich vermehren. Das ändert aber nichts daran, dass man dankbar dafür ist, dass durch diese Publikation nun eine weitere wertvolle Quelle zur Geschichte des 1. Vatikanums vorliegt.

Linz

Rudolf Zinnhobler

■ WEISS OTTO, *Deutsche oder römische Moral? – oder: Der Streit um Alfons von Liguori*. Ein Beitrag zur Auseinandersetzung zwischen Romanismus und Germanismus im 19. Jahrhundert. (Quellen und Studien zur neueren Theologiegeschichte

Bd. 5) Friedrich Pustet, Regensburg 2001. (317) Brosch.

Der Verfasser hat mit seiner Studie, in die schon früher veröffentlichte Aufsätze einbezogen wurden, ein wichtiges Thema der neueren Theologiegeschichte aufgegriffen. Er zeigt, zu welchen Spannungen und Konflikten weitgehend mentalitätsbedingte Unterschiede führen konnten und noch führen können. Römische „Rückschrittlichkeit“ und deutsche „Fortschrittlichkeit“ (die Ausdrücke wurden mit Bedacht unter Anführungszeichen gesetzt) stießen heftig aufeinander. Für Erstere wurde der hl. Alfons als ein Exponent angesehen.

Zunächst bietet Weiß einen – etwas knapp geratenen – Überblick über den hl. Alfons und sein Werk, worauf eine ausführliche Rezeptionsgeschichte folgt. Dabei zeichnen sich auch im deutschsprachigen Gebiet durchaus unterschiedliche Standpunkte ab. Erwähnt sei etwa Ernest Müller (1822–1888), der Wiener Moraltheologe und spätere Bischof von Linz, der in seiner „Theologia moralis“ stark auf Alfons fußt, auch dessen Äquiprobabilismus vertritt und daher u.a. bei Franz Xaver Linzenmann auf herbe Kritik stieß. Heftig abgelehnt wurde das casuistisch aufgebaute Werk des hl. Alfons auch von Ignaz v. Döllinger, welcher hierfür Impulse aus England aufnahm. Dort bildete für konversionswillige Anglikaner wie Newman die Lehre des hl. Alfons eine Hürde, die nicht leicht zu nehmen war. Döllinger ging so weit, dass er „den Höhepunkt der Durchsetzung des Ultramontanismus ... nicht in der Verkündigung der Vatikanischen Dogmen, sondern in der Erklärung des heiligen Alfons zum Kirchenlehrer“ sah (129). Schließlich wurde das Werk des Alfons als protestantisches (Robert Grassmann) und deutschnationales (Georg v. Schönerer) Kampfmittel gegen den Katholizismus benützt, das auch vom Nationalsozialismus aufgegriffen wurde. Alfons wurde also für verschiedene Ziele instrumentalisiert. Für ein faires Urteil bleibt die „Ungleichzeitigkeit in der Modernisierung der nationalen Katholizismen“ zu berücksichtigen, aber auch die unterschiedliche Zielsetzung verschiedener moraltheologischer Lehrbücher. Alfons wollte vor allem den Beichtvätern eine Entscheidungshilfe für die Beurteilung der Sünden geben und kein wissenschaftliches Werk verfassen. Anzuerkennen bleibt sicherlich, dass Alfons seine eigene Skrupulosität nicht auf die Beichtkinder übertrug, sondern diese milde und barmherzig behandelt wissen wollte. So wurde er in manchen Fragen geradezu wegweisend für die Zukunft (vgl. Bernhard Häring in dieser Zeitschrift 130 [1982], 216–227; 135 [1987], 235–244).

Linz

Rudolf Zinnhobler